

Das Gärtchen

Autor(en): **Lucatelli, Luigi / Fehr, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **15 (1914-1915)**

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750221>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

von ihm ereilt zu werden, soll seine Werke ausreifen, ausfeilen, ausbauen! Sein Künstlersinn treibt ihn in ein Minimum von Worten ein Maximum von geistigem Gehalt zu pressen, und er weiß doch, sein Feuilleton wird nach der Zeile bezahlt, sein Geist wird — wörtlich — mit dem Meterstecken gemessen; er braucht nur Wasser in seinen Wein zu schütten, und der Misère ist abgeholfen. Also: je schlechter die Ware, um so höher der Preis; je weniger Mühe, um so größerer Lohn. Ein so tolles Paradoxon ist nur möglich, wo materielle und ideelle Werte, Geld und Geist, tragikomisch aneinander gebunden sind. Ist es nicht seine nächste Pflicht, seine Familie zu erhalten? Wie aber, wenn dies nur durch Verrat am beruflichen Gewissen möglich ist? Besser jedenfalls diese Höllensituation vermeiden, sich als Lehrer, Redaktor, oder meinetwegen Kanzlist um ein fixes Einkommen ins Joch spannen und auf den Geist verzichten, statt ihn als „freier Schriftsteller“ zu Tode zu hetzen. Frei! Es klingt wie Hohn, und es bleibt eine bittere Ironie, dass die Literatur in dem Augenblick, wo sie ihre nominelle Freiheit und Mündigkeit durchgesetzt hat, in die faktische Abhängigkeit der materiellsten und brutalsten aller Mächte geraten ist. Wie ein Bleigewicht hängt sich die materielle Forderung an den Geistesflug des literarischen Schöpfers. Es beginnt mit Konzessionen, es endet nicht selten mit völliger Prostitution.

(Schluss folgt.)



DAS GÄRTCHEN

Skizze von LUIGI LUCATELLI

Vor vielen Jahrhunderten, als die elenden Häuser des mittelalterlichen Rom zwischen den berühmten Ruinen der Hügel emporklettern, wurde dieser kleine Fleck Erde eingeschlossen zwischen vier armseligen Wohnstätten; der Wind wehte zwei oder drei Geißblattsamen hinein; ein Marmorist, der dort arbeitete, pflanzte ein paar Orangenbäumchen und ließ daselbst eine uralte Bildsäule stehen, die tief im Erdboden stak.

Dann fielen lange Jahre hindurch die Blätter und starben auf der Erde, indem sie sie mit ihrer Verwesung düngten; das Elend der umstehenden Häuser ließ Tag für Tag irgend einen Unrat herunter-

fallen; die Pflanzen wuchsen, vermehrten sich, umschlangen sich mit zäher Leidenschaft; es gab langsame Todeskämpfe erdrückter Sträucher, stürmische Einwanderungen eines Volkes von Brennesseln, Mauerpflanzen und Wicken, die alle ihren Anteil am Leben forderten. Eines Tages spross sogar ein Granatapfelbäumchen aus dem Erdboden; allein die Geißblattstauden töteten es. Millionen von Wespen bauten ihr Nest auf dem Hals und in den Nasenhöhlen der Bildsäule, und eine Decke von Epheu, dunkel und zähe wie eine Jesuitengesellschaft, versuchte mehrmals, ihr entsetzliches grünes Schweißtuch über jenes keimende Leben auszubreiten; allein die Pflanzen wuchsen wieder nach, durchbrachen das Leichentuch, suchten mit unermüdlicher Ausdauer die Sonne, und es kam der Tag, an dem das einzige tote Wesen die Bildsäule war, die immer tiefer in den Boden einsank, ihren unförmigen, kotbedeckten Nacken gegen den Stamm eines Baumes beugend.

Niemand hat je etwas erfahren von dem langsamen, geheimen und wilden Kampfe zwischen jenem steinernen Leichnam und jenem lebenden Baume. Die umliegende Welt sah und wusste nichts: ein Schmied aus der Nachbarschaft kam hie und da, um unter den Zweigen eines Geißblattstrauches sein flammendes Eisen zu hämmern; ein Knäblein ließ vom Balkon ein Kartonrösslein herunterfallen, das sich unter den Stämmen verfing, sich entfärbte, sich auflöste, bis es zu einem namenlosen Lappen geworden war; die Weiber hängten quer über den Hof ihre geflickte, tropfende Wäsche auf, und die glänzenden Orangenblätter zitterten unter jenem Tropfenfall, ergeben in ihr elendes Schicksal.

Einmal stürzte sich ein Mann aus dem Fenster herunter; ein Baum brach unter ihm entzwei und rettete ihn, blieb aber selbst ganz verstümmelt und eingedrückt, indes auf der Bruchstelle bald neue Schösslinge trieben. Bisweilen war der ganze Hof voll Geschrei: die Weiber schmähten sich voller Zorn, die Kinder weinten; allein unten, unter dem dichten Laubdach, herrschte ein diskretes Schweigen . . . Und dennoch gingen dort wichtige Dinge vor sich.

Die roten Ameisen wurden vertrieben von den großen schwarzen, welche unter den ersteren ein Blutbad anrichteten, das lange Zeit nicht vergessen wurde. Es gab grüne Käfer, die den ganzen Pflanzenwuchs übel zurichteten; doch eine Sperlingsfamilie zerstörte sie und machte sich dadurch alles zu Dank verpflichtet. So sehr,

dass, als ein Büblein das Sperlingsnest davontrug, die Brennesseln und Dornen ihre Retter grausam verteidigten.

Dann gab es einen neuen Gast. Ein kleines Mädchen setzte drei Rosensträucher unter die Orangenbäumchen und erschien alle Tage, nach ihnen zu sehen, bis sie wunderbar blühten. Doch eines Tages kam das Mädchen nicht mehr; ein altes Mütterchen kam weinend und pflückte die Rosen, und die Orangenbäumchen, die wachten, hörten die ganze Nacht hindurch aus einem erleuchteten Fensterlein dort oben unterdrücktes Schluchzen und halblautes Beten.

Drauf starben auch die Rosen.

Was schrecklich war, das war aber der Kampf zwischen der Bildsäule und dem Baume. Der Kopf der Bildsäule hatte die Rinde des Baumes berührt, und langsam, ganz langsam, mit unermüdlicher Grausamkeit, drückte er gegen sie, während die Pflanze, die sich ihrem Schicksal nicht entziehen noch dem fatalen Andrang der Lebensäfte aus ihren Wurzeln widerstehen konnte, dem todbringenden Steine entgegenwuchs, während ihr Riss sich mit jedem Tage vergrößerte.

Dann klaffte ihre Wunde auf. Der Nacken der Bildsäule war ganz schwarz von Moos und Pflanzensäften; der Baumstamm schien zu seufzen in einem langsamen Krampfe, und bisweilen hätte man glauben können, jene verwundete Pflanze mit ihrer faltigen Rinde und jenes Ungetüm aus Stein liebten sich mit tierisch grauser Lust, in unaufhörlicher, monstruöser Umarmung.

In einer Mondnacht, als tiefes Schweigen herrschte, fuhr ein Schauer durch den Baum. Die Ameisen, die über seine Rinde liefen, hielten erstaunt inne; sie verstanden.

Doch die Bildsäule kannte kein Erbarmen. Und ihr roher Nacken blieb unerbittlich stecken im Leibe des getöteten Feindes.

Aus „Cosi parlarono due imbecilli“
übersetzt von MAX FEHR.



„Les opinions qui diffèrent de l'esprit dominant, quel qu'il soit, scandalisent toujours le vulgaire: l'étude et l'examen peuvent seuls donner cette liberté de jugement, sans laquelle il est impossible d'acquérir des lumières nouvelles, ou de conserver même celles qu'on a; car on se soumet à de certaines idées reçues, non comme à des vérités, mais comme au pouvoir; et c'est ainsi que la raison humaine s'habitue à la servitude, dans le champ même de la littérature et de la philosophie.“

De l'Allemagne

Mme de STAËL